



Schwierige Übergänge

Peter und Nicole, zwei Fallbeispiele

Anita Garstick-Straumann (Zürich)

Zusammenfassung: Nach allgemeinen Hypothesen zur Ursache, weshalb sich heute der Übergang in die Latenz weniger klar abzeichnet, beschreibt die Autorin zwei Kindertherapien ausführlich, in denen es um eine vergleichbare Symptomatik geht, nämlich die Schwierigkeit, sich von den Primärobjecten zu trennen und sich in Kindergarten oder Schule einzufügen. Trotz ähnlicher Symptomatik erweisen sich die darunterliegenden Konflikte und anlagemässigen Bedingungen als sehr vielfältig. Verantwortlich sind nicht immer die Mütter, welche die Kinder «nicht loslassen» wollen. Neben inhaltlichen Fragestellungen geht es auch um das Aufzeigen einer möglichen analytischen Spieltechnik, für die sich Lernende oder Erwachsenen-Analytiker immer wieder interessieren. Viele Deutungen werden in einem spielerischen Handlungsdialog verarbeitet, in dem Containment und kindgerechte Verarbeitung bereits enthalten sind. Die Therapien werden nicht als möglichst umfassende Analysen geplant, sondern enden meist dann, wenn die Entwicklungsblockaden weitgehend behoben sind. Gerade in der Latenz arbeitet man sonst mit dem Aufdecken von Verdrängtem gegen die altersgemässe Bemeisterung des triebhaft Unkontrollierten. Es ist als Zeichen der Gesundheit zu verstehen, wenn Eltern und Kinder mit dem «Normalen» einigermassen zufrieden leben können.

Schlüsselwörter: Kinderanalytische Fallbeschreibungen, Übergänge, Technik der Kinderanalyse, Trennungsprobleme, narzisstische Entwicklung, psychoanalytischer Spieldialog, kindliche Phantasien, psychoanalytische Spieltherapie

In meiner Privatpraxis werde ich im Allgemeinen dann von Eltern konsultiert, wenn ein Kind bei einem gesellschaftlich geforderten Entwicklungsschritt scheitert oder zumindest nicht den Erwartungen entspricht. Neurotische oder «spezielle» Entwicklungen offenbaren sich meist entlang bestimmter Hürden, Grenzen oder neuen Anforderungen, kommen sie nun von aussen oder innen. Ich erwähne nur den Eintritt in den Kindergarten, in eine Spielgruppe oder in

die Schule, später sind es die inneren und äusseren Veränderungen durch die Pubertät, das Einfädeln ins Berufsleben oder in beständigere Partnerbeziehungen, der Umgang mit grösseren Kränkungen und Verlusten, die Menopause oder das Älterwerden im Allgemeinen. Es sind entwicklungsbedingte Hürden, die mit mehr oder weniger grossen Schwierigkeiten überwunden werden – oder eben nicht.

Mir scheint, es gelinge den Kindern – zumindest in unserer mitteleuropäischen Kultur – aus vielen Gründen immer weniger, zu lernen wie sie mit den alltäglichen Frustrationen und «kleinen Toden» im Alltag in entwicklungsfördernder Weise umgehen könnten. Es fällt ihnen schwer, aus kleineren Frustrationen eine Energie zu entwickeln, die es ihnen erlaubt, Wünsche trotz allem weiterzuverfolgen und sich wieder dem Leben zuzuwenden. Früher sprach man von Verwöhntheit, aber ich denke, diese zunehmend narzisstische aufgeblasenheit und Verwundbarkeit sowohl der Kinder als auch der Erwachsenen wird nicht allein durch elterliches Fehlverhalten gefördert.

In diesem Artikel beschäftige ich mich mit zwei Kindern, die die erste gesellschaftliche Hürde des Kindergarten- / resp. Schuleintritts zu bewältigen haben und ich möchte zu diesem Übergang ein paar Vermutungen diskutieren. Vielen Sieben- oder Achtjährigen fällt es schwer, sich selbständig zu beschäftigen, sie treten in einer Klasse nicht mehr für eine gewisse Zeit in den Hintergrund, sondern brauchen andauernde Aufmerksamkeit und Unterstützung. Nicht nur daraus lässt sich ablese, dass «der Oedipus» in unseren Landen offenbar nicht mehr still und stilvoll untergeht, bevor die Kinder in die Schule kommen. Das Hängenbleiben in den ödipalen Ansprüchen kann zu folgenden bekannten Schwierigkeiten führen: viele Kinder zeigen keine lustvolle Arbeitshaltung mehr und bringen nur einen Bruchteil von dem zustande, was ihre Intelligenz und Kreativität eigentlich vermuten liesse. Eltern und Kinder erleben eine gewaltige Desillusionierung, die wiederum narzisstisch oder vielleicht auch etwas fruchtbarer verarbeitet wird. Manchmal braucht es an dieser Stelle Hilfe von aussen.

Hypothesen

Ich möchte nun ein paar vermutete Wirkfaktoren für die zunehmenden narzisstischen Entwicklungen zusammenstellen, die weder vollständig noch umfassend begründet sind:

- › In unserer Gesellschaft kommen Kinder grössten Teils nicht einfach aufgrund der praktizierten Sexualität der Eltern zur Welt, sondern «müssen» gewollt und gewünscht werden. Schon in dieser Anlage sind sie ein persönliches Werk, das gestaltet wird und damit bereits Gefahr läuft, Selbstobjekt

der Eltern zu werden. Das Konfrontiertwerden mit dem Nicht-Planbaren, auch in den eigenen Gefühlen, überrascht zunehmend. In der zu engen Verbundenheit des Kindes mit den Phantasien der Eltern oder als deren Ersatzpartner liegt viel neurotisierendes Potential.

- › Die meisten Familien sind klein. Oft fehlt die Erfahrung mehrerer Geschwister, die ein Einüben in Konfliktbewältigung ermöglichen. Zudem muss eine Person dem andern (fast) alles sein, was zu übermässigen Verantwortlichkeiten oder Abwehrhaltungen führen kann.
- › Nach Zeiten schmerzlich vermissten Körperkontakts zwischen Eltern und Kindern gibt es einen Trend ins Gegenteil. Heute vergessen Eltern oft, dass sich die Kinder irgendwann auch körperlich von ihnen wegentwickeln (sollten).
- › Viertens. Im Wunsch geliebt zu werden, vermeiden die Eltern Auseinandersetzungen oder verwöhnen die Kinder mit oralen, virtuellen oder «Action-Lustbarkeiten». Dies ist umso nahe liegender, als wir in einer Gesellschaft mit grenzenlosem Angebot leben. Die Eltern sehen sich genötigt, künstlich Pausen im Konsum einzulegen, eine Stille oder Langeweile zu verordnen, die nicht durch die begrenzten Mittel gegeben ist. War es früher für alle normal, dass man zu den Mahlzeiten isst, so gibt es heute an jeder Ecke einen MacDonald oder einen Kiosk mit rosaroten Stickers oder sonst einem «Must-Have». Und die TV-Kinderstunde ist nicht irgendwann zu Ende. Es gibt noch zwanzig andere Sender. Die Eltern müssen auf Schritt und Tritt zu Bösewichten werden, damit die Kinder nicht süchtig und passiv überall hängen bleiben oder von Reizen überflutet werden. Denn Lust und Gier verstehe ich als normale Lebenslust. In alle Lebensbereiche müssen die Eltern «kastrierend» eingreifen oder sie verpassen es, weil sie nicht zum Feind ihrer Kinder werden wollen. Wo ist das richtige Mass? Eigentlich dreht sich bei uns sehr vieles um das richtige Mass, weil es meist nicht durch die Endlichkeit der Güter oder durch allgemein akzeptierte Normen gegeben ist.

Auch wenn sich die Eltern die grösste Mühe geben, bleibt die Reizüberflutung bestehen und auch die Illusion der unbegrenzten Möglichkeiten. Jedes Kleinkind erlebt, wie die Türen vor seinem Buggy automatisch aufgehen, das Geld aus dem Automaten quillt, ohne dass es etwas tun muss. Ein Spielzeugkran wird nur noch in den ersten Anfängen mechanisch angekurbelt, und vieles wird nicht mehr von Hand hergestellt. In solchen motorisch-mechanischen Prozessen würde ein Kind aber die Zusammenhänge kennen lernen, die nur mit Geschick und Geduld zum

Ziel führen. Bei vielen ist diese Entwicklungszeit heute sehr verkürzt. Das Perfekte und elektronisch Funktionierende ist vorhanden und fasziniert natürlich.

- › Ich meine, dass die Widerständigkeit des Körperlichen und Mechanischen eine wesentliche Erfahrung ist, die heutigen Kindern oft fehlt oder später in ausgeklügelten Kursen oder Sportarten nachgeholt werden muss. Also nicht nur im Bereich der Beziehungen, sondern auch im operationalen Umgang mit den Dingen werden die unzähligen Momente des Abgleichens von Phantasie und Realität verpasst. Das findet seine Fortsetzung natürlich in den Computerspielen, bei denen man per Joy-Stick in heldenhafte Sphären aufsteigen kann. Es bedeutet für die Verarbeitung im Gehirn einen grossen Unterschied, ob ich im kräfteraubenden Kampf einen Kollegen verletze und erschrecke, wenn er aus der Nase blutet oder ob ich im virtuellen Autorennen am Strassenrand verbrenne und dazu Chips knabbern kann. Körper und Geist sind im zweiten Fall in einem falschen Entsprechungs-Zusammenhang (Gewaltpotential).
- › Kinder sind heute einem Mass an Informationen über den Zustand der Welt ausgesetzt, wie das früher nie der Fall war. Gleichzeitig können sie kaum Einfluss nehmen. Das dabei entstehende Ohnmachtsgefühl wiederum kann ganz unterschiedlich verarbeitet werden. Die einen versuchen durch Aneignung exakter Kenntnisse der Ereignisse den beunruhigenden Affekt zu beherrschen und überfordern sich laufend. Andere schotten sich von allem ab, um eine unmittelbare kindliche Gegenwart zu retten. Das kann bis zu Pseudo-Debität oder Zukunftsverweigerung führen. Später können auch totalitäre Auffassungen das Weltbild vereinfachen und eine phantasierte Einflussnahme vorgaukeln.

Diese erweiterbaren Hypothesen sollen nur eine Ahnung davon vermitteln, in welchem weitem Feld man sich in der kinderanalytischen Praxis bewegt, womit sich die Eltern herumschlagen und damit auch die Kindertherapeutin, die selbstverständlich auch ihre ganz individuellen Ansichten und Erfahrungen mitbringt. «Rein analytisch» kann man da nicht bleiben, aber klar ist, dass man mit den Eltern den bewussten Wunsch teilt, dass das Kind einen Weg findet, sich wieder ins ausserfamiliäre soziale Geschehen einzufäden, egal, wie man die Situation der Gesellschaft einschätzt, weil es sonst, mit oder ohne Begabungen, einsam oder blockiert weiterleben müsste. Je früher ein solches Wieder-Einfäden gelingt, umso hoffnungsvoller ist die weitere Entwicklung. Bestandteil der Elternarbeit ist unter

anderem, bewusste oder unbewusste Einstellungen der Eltern herauszuarbeiten, die diesen Prozess behindern.

Ich versuche, den nachstehenden Fall so darzustellen, dass meine Art der Verarbeitung nachvollziehbar wird, so dass sich unter Fachleuten viel Kommentar erübrigt. Das kursiv gedruckte ist als erläuternder Dialog mit dem Leser gedacht.

Peter, der ängstliche Pilot

(45 Therapiestunden, 11 Elterngespräche), Alter 8.1 bis 9.0.

Vorgeschichte

Dieser Junge beschloss mit 6 ½ Jahren, nach 3 Tagen in der öffentlichen 1. Klasse, dass er da nicht mehr hingehet. Daraufhin liessen ihn die Eltern noch ein Jahr den privaten Kindergarten besuchen. Er habe sich seither das Lesen selber beigebracht und spiele schon recht sorgfältig auf seinem Streichinstrument. Nun besucht er die 1. Klasse einer Privatschule, in die seine jüngere Schwester nächstens auch eintreten wird. Obwohl das 1. Schuljahr schon dem Ende entgegengeht, wird er von quälenden, nicht altersgemässen Ängsten geplagt: Er macht den Schulweg nur in Begleitung seiner Eltern, seine Kameraden bewältigen den gleichen Weg alleine. Er gerät in paranoide Panik, wenn er in Begleitung der Eltern in einen Zug einsteigen soll, hat eine lähmende Angst vor Räubern in der Strassenbahn oder im Zug. Vor seinem eigenen Haus kann er nur in Anwesenheit der Eltern spielen. Schon seit frühester Kindheit fürchtet er alles Neue und Unvorhergesehene, hinter fremden Gesichtern lauern tödliche Gefahren auf ihn. Wenn ein Schritt endlich geschafft ist, kann er sich beruhigen, aber ist dann erschöpft. Daneben sei er ein äusserst phantasievolles und wahrscheinlich hochbegabtes Kind. Im geschützten Raum beschäftigt er sich in stundenlangem Spiel. Nur, wenn man etwas von ihm will, was nicht gerade in seine Welt passt, und das ist im familiären Alltag sehr viel, verzehrt es die letzten Kräfte der Mutter, ihn zu diesen Dingen zu bewegen.

Die Eltern sind differenzierte, gebildete Menschen, musikalisch versiert mit einer hoch sensiblen Art und belastenden Kindheitserfahrungen (vor allem psychische Überforderungen in «normalen» Familien, unterkühltes Klima beim Vater). Vielleicht sind sie auch etwas übersorgfältig und -aufmerksam. Die Mutter hat seit Peters Geburt ihre Arbeit als Physiotherapeutin aufgegeben. Die Babyzeit des ersehnten Kindes erlebte sie als psychische Grenzerfahrung, nahe der Selbstauflösung. Das Baby musste fast immer herumgetragen werden, es gab Stillprobleme und Brustentzündungen, begleitet von Schuldgefühlen und Verzweiflung der Mutter. (Die Schwester wurde dann gleich zu Anfang mit der

Flasche ernährt, damit sich der Horror nicht wiederhole.) Peter hatte aber keine Verdauungsprobleme und entwickelte sich rasant, machte mit 10 Monaten erste Schritte, sprach früh ganze Sätze und sagte auffällig früh «ich». Mit 1 ½ Jahren, zur Zeit als die Schwester zur Welt kam, litt er unter Bronchial-Asthma und musste dreimal täglich inhalieren. Er habe das Schreien des Babys schwer ertragen. Peter sei, im Gegensatz zu seiner eher ego-gesteuerten Schwester, sehr mitfühlend mit andern, habe eine durchlässige Haut. Vor einem Jahr wurde Peter bereits einem Kinderpsychiater vorgestellt, aber da wollte er nach zwei Besuchen nicht mehr hin.

Direkter Kontakt

Beim ersten Besuch wirkt Peter auf mich überraschend robust und etwas abweisend, weil er jeden Blickkontakt vermeidet, bleibt aber nach zwei Minuten wider Erwarten alleine mit mir im Raum, die Mutter im Wartezimmer. Ohne Blickkontakt mit mir aufzunehmen, erzählt er von seinem enormen Wissen über die alten Wikinger und Römer, an dem ich interessiert teilnehme, währenddessen er alle Insignien der Macht sammelt, die er in meinem Zimmer vorfindet. Er vereinigt sie im Sandkasten, ohne wirklich damit zu spielen, und bemäkelt wiederholt meine Bestände. Ich bekomme den Eindruck, dass er einen gewaltigen Hunger hat, aber nie ganz das Passende bekommt. In seiner elaborierten Sprache erzählt er mir, dass er stets auf der Seite der Stärkeren spiele. Ich spüre eine extreme Ambivalenz zwischen «sich im Objekt verlieren» und Abschotten. Er ist vertrauensvoll «bei mir», aber nicht direkt «in Beziehung zu» mir.

Nach dieser gehetzten Einleitungsphase, die ich möglichst interessiert-stützend begleite, beginnt ein eigentliches Spiel: Ich soll ihm zwei kleine ägyptische Dromedare aus weichem Leder vom Regal holen. Das eine wird nun mit allen Taschen und Täschchen bepackt, die wir finden. Ich helfe ihm dabei, das Gepäck festzubinden. In die eine Tasche steckt er ein Wickelbaby und meint beiläufig: «Das wäre ich!» Einsam in der Wüste stehen ein Liegestuhl und Trinkgefäße im Sand. Es seien Dinge «von früher». Nun packt er auch den Liegestuhl und Pelz-Resten aufs Dromedar. Ich sage: «Das hat aber viel zu tragen!» Er: «Ja, das ist dazu da!» *Ich realisiere, was für ein weites Spektrum von Kompetenz und Wissen bis zu grosser Bedürftigkeit der Junge hat, vom Wikinger bis zum Wickelbaby, und dass ich alles übernehmen soll, was er nicht tragen kann. Er ist der gierige Räuber, der für sein Gefühl nie das Richtige bekommt.*

Zum Schluss sagt er, er wolle zwei kleine Panzer von hier bis zum nächsten Mal nach Hause nehmen, was ich ihm erlaube. Er verabschiedet sich mit

Händedruck und fliehendem Blick, aber es ist keine Frage mehr, ob er wiederkommt. *Auf jeden Fall hat er gemerkt, dass ich offenbar als Lastkamel, Ernährerin wie als «Gewährerin» jungenhafter Waffenlust tauge.*

Nach einer zweiten, gemütlich-romantischen Stunde mit den Dromedaren, mit Mutter und Kindern unter dem Sonnenschirm in der Wüste, verkündet Peter zu Hause, dass man jetzt mit der Therapie aufhören könne, da sie ja nichts nütze. Die Eltern rufen mich verunsichert an. Hier schlage ich vor, dass *sie* die Steuerung übernehmen und entscheiden müssen, ob ihr Sohn weiterhin kommen soll und ihm auch vermitteln, dass Veränderungen viel Zeit und Geduld brauchen. *Die Unsicherheit der Eltern und ihre Aggressionshemmung wird spürbar. Peter fühlt sich einerseits mächtig ihnen gegenüber, gleichzeitig fehlt ihm der Schutz einer sicheren elterlichen Instanz.* Wie ich in einer der ersten Stunden seine Unsicherheit zwischen Gross- und Kleinsein anspreche, muss er sofort aufs Klo, um sich seines Penis zu versichern. *Die Zeit auf dem Klo war so kurz, dass ich dies vermutete.* Nach meiner Bemerkung über seine Unsicherheit, ob er nun eigentlich der Chef über alles sei oder das Wickelbaby, wird er mir gegenüber etwas vorsichtiger.

Die ersten fünf Stunden vor den Sommerferien sind von Ambivalenz geprägt: Er bewundert meine Römer, aber leider habe ich nicht achtzehn Stück davon. Trotzdem genießt er einen regen Handel mit diesen Figuren, die in der Stunde «besetzt», dann zu Hause mit der Schwester «bespielt» werden und in der Folge wieder zu mir zurückkommen. Dabei steigt die Therapie in der Achtung seiner Schwester gewaltig. Wir bauen mit einfachen Mitteln ein Piratenschiff, wichtig ist ihm das Steuerrad. Mir fällt auf, dass er sich und mir kaum Zeit lässt: Alles müsste schneller, besser und perfekter umgesetzt werden. Er hat ungeheure Ansprüche und Vorstellungen, denen er in der konkreten Umsetzung nur teilweise gerecht werden kann und kritisiert auch mich (*als Selbstobjekt?*) die ganze Zeit. Ich genüge hinten und vorne nicht, was natürlich auch dem Selbsterleben der Mutter entspricht. Die Witzbücher aus dem Wartezimmer hingegen liest er fließend und versteht auch einen grossen Teil der Erwachsenen-Witze, was er mir gerne beiläufig demonstriert.

Vor den Sommerferien ist die Ambivalenz gegenüber einer Behandlung bei Eltern und Peter so weit besprochen, dass sich alle mit einer Therapie von jeweils zwei Wochenstunden nach den Ferien einverstanden erklären. Peter bestückt sein Piratenschiff mit wilden Kerlen und starken Tieren, baut einen Steg zur bisherigen Wüste im Sand und vergräbt die Tiere über die Ferien, so dass man nur noch eine Spur von ihnen sieht. *Dies schafft einen Bezug zum Anfang der Stunde, als er im Sand auf Spurensuche seiner Vorgängerin ging. Nun hat auch er diesem Platz seinen*

Stempel aufgedrückt und die Spuren der Rivalin beseitigt. So ist sein Platz bei mir für nachher markiert.

Nach der langen Sommerpause braucht er etwas Anlaufzeit, untersucht dann sein Piratenschiff. Wir müssen beim Transport den Stein resp. Schatz herausnehmen, damit der Boden nicht durchbricht. «Ja, gibt es den Schatz noch?» Es war wie ein Seufzer. *Ob der Verlust des Alten, Kindlichen, seiner Mama, der Traumwelt mitgemeint ist?*

Nun beginnt die Zeit der langen Trecks, die er als Junge anführt, meist in gepanzerter und erhöhter Position. Vor ihm im Panzerfahrzeug ein befreundeter Junge und andere. Es gibt einen Stau, weil die Strasse noch nicht gemacht ist. Zu all dem beginnt er, die Strasse mit blauen Plastik-Plättchen einzuzäunen und beabsichtigt, damit die ganze Wüste blau zu pflastern. Dazwischen seufzt er, dass das aber viel zu tun gebe. Ich: «Ja, man kann es sich auch gar zu schwer machen. Wenn sonst schon Stau ist, noch selber alles zuzupflastern, dann weiss man weder ein noch aus ...». Er nimmt meine Bemerkung dankbar auf, so dass ich noch eine Verbindung zu unserer Therapie-Expedition herstelle und zu seinen Ängsten, die ihm die Ausflüge verunmöglichen. Darauf sagt er, dass der Freund vor ihm (*das entspräche meiner Intervention*) im Auto-Zug eine Lücke im Zaun mache. Die Wagen vor ihnen stehen noch im Stau, alle hinter ihm fahren durch die neue Bresche. Ich: «So, wie wir Wege suchen, damit deine Angst nicht alles blockiert.» Darauf erzählt er, dass er eigentlich viel weniger Ängste habe. Er gehe jetzt mit seinem Freund alleine hinaus zum Spielen, sie seien Detektive. Auch habe er nicht mehr Angst vor dessen behindertem Bruder. «Das ist ja super, dass du mutig neue Wege gehst!» bemerke ich. Es gab in der Wüste, Grund für den Stau, noch eine kleine, mit Mini-Flugzeugen umrahmte Rakete. *Offenbar wird da etwas Phallisches blockiert.*

Nach dem beschriebenen Gespräch erlahmt das Interesse an diesem Spiel. Er sucht nach einer neuen Thematik, holt wieder die Dromedare der ersten Stunde und beginnt, sie für die Reise zu bepacken. Er ist nun explizit nicht mehr das Baby in der Tragetasche am Hals des Dromedars, sondern der kleine nackte Junge in der Tasche am andern Tier. In seinem Gefühl ist er etwas älter geworden. Und auf geht dieser Zug von Menschen aller Art, bepackt mit Koffern, Lebensmitteln, Decken und Haushaltgerätschaften. Zu dieser Zeit erzählen die Eltern, dass er nachts nicht mehr wie ein Schlafwandler zu ihnen ins Bett komme. *Ich gewinne den Eindruck, dass Peter die Kurve in eine progressivere Entwicklung gekriegt hat. Ob dies durch das Ansprechen seiner regressiven Tendenzen parallel zum Annehmen seiner jugendhaften Leidenschaften in Gang gekommen ist?*

Die nächste Reise führt ein Zauberer an, er selber sei aber der Junge mit der blauen Mütze. Sie seien noch «eine Zeitlang unterwegs». Ich: «So, wie wir.» «Ja, etwa so.» Sie hätten noch viele Räuber zu besiegen. Für den Tross braucht er fast mein gesamtes Spielmaterial, mein Gestell ist leer geräumt, so dass ich mal sage: «Ich glaube, du brauchst alles, was ich habe, zu deiner Verstärkung!» Er bejaht und lacht. Offenbar ist nun der Umzug erledigt, die Reise gehe ein andermal weiter, aber nun wolle er mit Ton spielen. Wir ergehen uns in lustvollem Kneten. Er will viel Ton, hat noch nicht genug. Ob das alles sei, was ich habe? «Nein, es hat noch viel.» Am Schluss baut er eine Art Brücke, unter der eine Haifischflosse sichtbar wird. Da lauert Gefahr im Wasser. In dieser 10. Stunde mag er am Schluss fast nicht gehen. *Offenbar kann er mich nun als reiche Person, die viel Wissen und Material besitzt, idealisieren. Er will und darf mich ausrauben und ausnützen. Da aber in der Tiefe eine Gefahr lauert, scheint dies noch eine problematische, wahrscheinlich schuldbesetzte Situation zu sein. Wie wir aus der Babyzeit wissen, hielt seine Mutter seiner Gier nur schwer Stand oder gab mehr als möglich.* Die folgenden Stunden sind angefüllt mit Erzählungen von Freundschaften, Detektiv-Spielen, Eroberungsreisen zu neuen Ufern, Kampf gegen Feinde. Ich höre mehr von seinen Schul- und Freizeitaktivitäten. Wieder einmal haben sich alle im Sand bewaffnet auf den Weg gemacht: eine General-Mobilmachung. Plötzlich sagt er: «Wer ist eigentlich der Feind?» Wir schrecken beide auf und müssen lachen: Die ganze Armee mit Tieren und Menschen steht vor mir und schaut in meine Richtung. Ich: «Ja, es scheint, dass sie auf mich zukommen, mein Land erobern möchten!» Er lacht und sagt: «Ja, sie wollen dein ganzes Zimmer erobern mit all deinen Schätzen!» Im Laufe dieser Stunde macht er noch eine interessante Bemerkung: «Ja, ich will alles von Ihnen bekommen» – und nach einer kleinen Pause – «aber nur, was Sie haben!» *Die erste Zeit war ja von meinem Gegenübertragungsgefühl beherrscht, dass nichts genau richtig oder gut genug ist. Nun gibt er mir zu verstehen, dass ich nicht Kopfstand für ihn machen muss, dass er mich mag, wie ich bin und ihm genug anzubieten habe. Er schützt und bewahrt mich damit als gutes Objekt und mässigt seine Gier zum Schutz des unentbehrlichen Objekts.*

In der darauf folgenden Zeit genießt er die Stunden sichtlich, hat aber immer etwas Sorge vor dem Überschwang seiner Gefühle. Ich denke, dass sein Abwenden des Blicks viel mit der Angst zu tun hat, sich im (Mutter-)Objekt zu verlieren. Seine sensitive Unabgegrenztheit zeigt sich auch in der Panik, die er vor anstehenden Impfungen und einer leider so früh notwendigen Kieferkorrektur hat. Ich unterstütze die Eltern darin, dass sie sich nicht durch seine grossen Ängste vor dem Durchdrungenwerden von allem abhalten lassen, was sie als notwendig für den

Jungen erachten, sondern Wege suchen, das Unangenehme auf erträgliche Weise durchzuführen: Z. B. darf eine Zahnärztin ohne weiteres tun, was er sich von einem männlichen Zahnarzt nicht gefallen lassen kann. Nach bewältigter Aktion ist er jeweils erschöpft, aber stolz. *Selbstverständlich spielen hier auch Kastrationsängste eine grosse Rolle, aber mir scheint seine primäre Durchlässigkeit zentraler, für die jedes Eindringen durch andere oder durch eigene Phantasien zu einer existentiellen Gefahr wird. Diese Beurteilung ist mit ein Grund, dass ich bei ihm nicht in jeder Spielsequenz die Ängste bis ins Detail auslote, sondern auch Bewältigungsoptionen aufzeige wie bei meiner Intervention beim Auspflastern der Wüste. Phantasien und Ängste werden durch Peters Eltern bereits mehr als ernst genommen und bekommen durch deren eigene Beunruhigung zu viel Realitätscharakter. Peter ist kein Zwangsneurotiker mit verdrängten Phantasien, nein, er hat zu schwache Grenzen zwischen Phantasie und Realität. Seinen Versuch einer Kontrolle darüber zeigt er mir in den Spielen wiederholt durch die erhöhte und geschützte Position seiner bevorzugten Spielfigur. Ich versuche mit Peter, einerseits seine Ängste zu verstehen, helfe ihm und seinen Eltern aber auch, die Klippen heldenhaft zu meistern, was letztendlich erst zu einer «dickeren Haut» führt.*

Die Arbeit mit den Eltern – aus Diskretionsgründen will ich hier nur wenig erwähnen – ist für Peter von grosser Bedeutung, denn das Vermeiden angsterregender Notwendigkeiten im Alltag führt bekanntlich zu immer verstiegeneren Heldenphantasien und zu einem weiteren Auseinanderklaffen von Grössenselbst und realem Selbstgefühl. Das wiederum kann zu einer Isolation in der Schule führen. Damit fallen Gratifikationen durch Aktionen mit Gleichaltrigen aus, womit der *Circulus Vitiosus* perfekt wäre.

In der letzten Stunde vor den Herbstferien kommt interessanterweise das Rivalitätsthema mit einem anderen Kind, das ebenfalls zu mir kommt, erneut aufs Tapet. Peter bringt seine Soldaten und Cowboys rings um die verbliebenen Spielsachen des andern Kindes in Position, macht aber keine Anstalten, diese anzugreifen oder wegzuräumen. Ich deute ihm den Wunsch, gegen die Eindringlinge in seinem Territorium bei mir vorzugehen, aber auch sein Bedürfnis, rücksichtsvoll zu sein. Er lacht befreit. *Wenn er lacht, fühle ich mich bei ihm immer im direktesten Kontakt. Dazu fällt mir ein, dass ich seine Eltern als eher ernst erlebe.* Peter will niemandem zu nahe treten. Das gelingt aber nur, wenn er alles nebeneinander bestehen lassen würde. Aber wo bliebe sein Impuls, hier über die Dauer des Unterbruchs hinweg Meister zu bleiben? Dieser von mir angesprochene Wunsch scheint ihm nun doch etwas zu primitiv, und er erklärt: «Eigentlich will ich nun weniger spielen, sondern Ausstellungen machen.» Während des Aufbaus greift er

sich immer wieder an den Penis. Zu Hause käme die Mutter jeweils schauen, aber seine Schwester käme nie, wenn er eine Ausstellung gemacht hat. «Ja, das ist ärgerlich, wenn die so neidisch auf deine tollen Werke ist.» Nun spricht er noch voller Stolz über die kommenden Ferienaktivitäten, bei denen seine Eltern eine bedeutende Rolle übernehmen werden. Ich freue mich, dass er auf sich und seine Eltern stolz sein kann, dass sich bei ihm statt irrealen narzisstischen Grössenphantasien eine gesunde Phallizität entwickelt.

Nach den Ferien kommt er freudig, bedauert, dass er keinen Barby-Wohnwagen haben kann, natürlich nicht in Rosa, aber damit könnte man alles auf die Reise mitnehmen. *Was bedeutet dieses Alles-Mitnehmen? Extremes Schutzbedürfnis oder auf nichts verzichten können, Alles-Sein? Nicht auf andere angewiesen sein, die ohnehin zu schwach sind, um einem beizustehen? Die Rolle des Anderen auch übernehmen? Immerhin will er auf die Mädchen-Rolle verzichten.* Er inszeniert wieder seine grossen Trecks mit Hab und Gut, seine Figur immer in erhöhter, aber Sturzgefährdeter Position. Nun spielt er weniger, er reproduziert eher sich selbst so, wie er früher in der Therapie war. *Dabei fallen mir die Erzählungen der Mutter ein: ihre halbjährlichen Umzüge während der ganzen Kindheit, ihre Einsamkeit und ihre System-verbindende Rolle, die sie nicht Kind sein liess.*

In dieser 21. Stunde fällt mir auf, wie er mir die Dinge wie einer neuen Person erzählt, so als ob mir viele der verwandtschaftlichen und andern Zusammenhänge aus seinem Leben noch nicht bekannt wären. *So etwas kommt ja bei Kindern oft vor, wenn sie in einen neuen Entwicklungsabschnitt gerutscht sind.* Er gibt druckreife Erklärungen über seine Verwandtschaft ab. Auf mich wirkt es so, als wäre er Teil eines Gesamtwerks, auf das er stolz sein kann. Darin wirkt er nun weniger gebrochen als seine Mutter, die wegen der Projekte ihrer Eltern viel entbehren musste. Irgendetwas scheint abgeschlossen. Peter weiss nicht recht, wie weiter. Meinen Vorschlag, assoziativ zu zeichnen nimmt er gerne auf.

Am Schluss meint er: «Heute leihe ich nichts aus!» Das Ausleihen gehörte bis hierhin zum Ritual.

Es folgt nun eine Zeit des Umbruchs. Zum einen entspannt er sich bei mir nach den kieferorthopädischen Eingriffen, und ich anerkenne seinen Mut. Daneben bietet er mir diverse Shows. Wir spielen Auto-Rennen: Ich bekomme einmal alle Oldtimer und noch das Königspaar zur Verstärkung zugewiesen und sage: «Was soll denn all dieses moderne Zeug?» *Wohlwissend, wie schwer ihm die Lösung vom Alten fällt, kitzle ich ein wenig die Kämpfer-Natur heraus, was natürlich alles nicht rein analytisch ist.* Er drängt mich darauf an den Rand und triumphiert: «Klar, das Neue siegt!» Nun erlebe ich an ihm eine Zeit von aufbrechender Phallizität, von

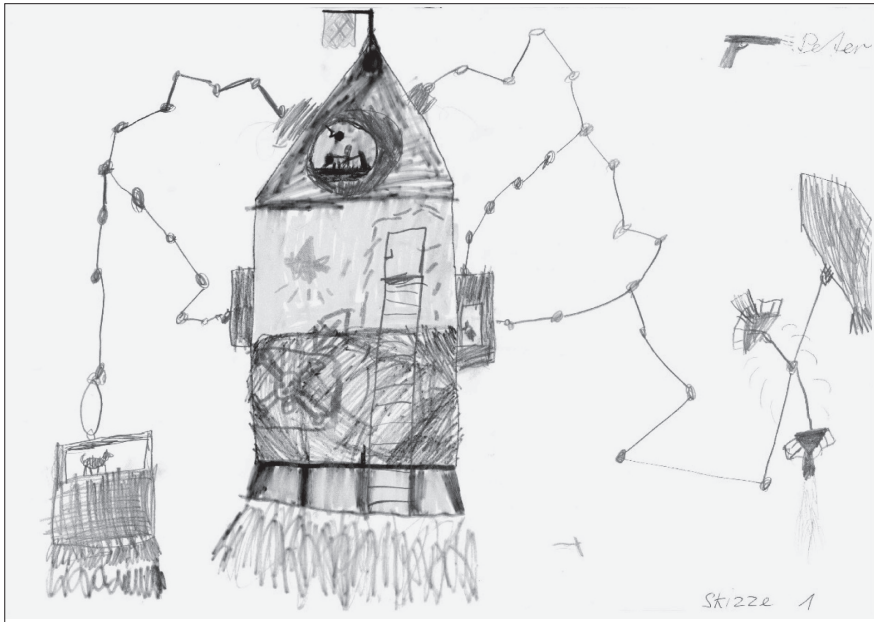
wilden, altersgemässen Bubenphantasien: Cowboys, Bewegung, Kampf mit wilden Schiessereien oder einer ulkigen Muppet-Show, die er vor mir inszeniert. Es braucht viel Tapferkeit zum Bewältigen der parallel laufenden Zahnbehandlung. Vom Vater bekommt er zur Belohnung den heiss ersehnten «Transformer» geschenkt, eine Figur, die allen Anfechtungen gewachsen ist. Der Vater bekommt nun auch Raum für eine männlichere Rolle ihm gegenüber, die er durchaus auch besetzen kann.

Die Frage, was er mit den neu gewonnenen Fähigkeiten hier noch soll, symbolisiert sich eindrucksvoll in der 28. Stunde, wo er im gemeinsamen Kritzelspiel Schüsse und Menschen durch die Luft knallen lässt. Das spielt sich alles noch in einer Art Ei-Hülle ab, aus der heraus aber eine Leiter, eine Treppe und ein Geheimgang führen. Durch den Gang schleicht sich ein Typ mit Waffe ein. *Ist er nun Ein- oder «Ausdringling»? Soll die enge Verbindung zur Mutter/Therapeutin frei-geschossen werden? Da er die prä-ödipale Mutterbeziehung noch nicht ganz verlassen hat, ist er auch sexuell noch nicht eindeutig definiert. Er lebt noch in der Ei-Hülle, versucht aber, sich von innen freizuschiessen und gleichzeitig neugierig in die Mütter- und Mädchenwelt einzudringen. Das Gefecht macht ihm offensichtlich Spass, aber verliert man damit nicht auch Schutz und Unterstützung?*

In der folgenden Stunde übernimmt er eindeutig die Rollen von Indianern, Cowboys und Soldaten und wendet sich kämpferisch gegen die Mädchen, deren Rolle ich übernehmen muss. Er droht, er käme mit Hilfe von Schlafmitteln und andern Tricks schon hinter unsere Geheimnisse. Ich ziehe mich mit den Mädchen in die Puppenstube zurück. An deren Stelle setzt er die Hexe in den Sand und kämpft gegen sie. Nun soll ich die Rolle der Hexe übernehmen und sage in der Hitze des Gefechts, ich sei unsterblich. «Nein, nein, da täuschst du dich!» Sagt es, vergräbt sie im Sand und setzt den Cowboy als Monument auf den Grabhügel. *Er scheint wild entschlossen, die frühe bedrohliche Mutter zu begraben.* Er muss wieder einmal etwas aus seinem Karton holen, wo sich auch die Dromedare – die schon zuvor eine Rolle spielten – befinden. Ich frage ihn, ob er die noch in seiner Schachtel brauche. Er: «Nein, eigentlich nicht!»

In der 30. Stunde zeichnet er einen Nikolaus, an den er noch halbwegs glaubt, ansonsten geht es weiter mit Pistolen und Raketen (Skizze 1).

Einerseits bewegt er sich in der männlichen Symbolwelt mit der Rakete und dem Totenkopf-Signet, aber gleichzeitig will er den Schutz des Kuscheligen nicht ganz aufgeben. Im Kopf der Rakete sitzt er an den Schalthelmen. Sie ist als Wohnwagen eingerichtet und mit verschiedenen raffinierten Greifarmen ausgerüstet, mit denen er noch den Hund im Käfig mitnehmen kann und den Kontakt zu einem Satelliten hat, der wiederum den Kontakt zur Erde bewahrt. Er scheint



Skizze 1

das Bubenhafte mit dem Anhänglichen verbinden zu wollen. Allein und einsam im Weltall wäre es doch noch etwas zu ungemütlich.

Mit den Eltern wird verabredet, dass Peter nach den Weihnachtsferien nur noch einmal pro Woche zu mir komme, da er sich äusserst positiv und altersadäquat entwickelt. Ich bespreche mit ihnen, dass sie bei gewissen Unternehmungen nur noch am Rand dabei sein und sich nicht überall durch ihn manipulieren lassen sollten. Sie sollen ihn nicht im Stich lassen, sondern sich eher in einer Beiläufigkeit und mit eigenen Interessen im Hintergrund bewegen. Nach den Weihnachtsferien findet Peter die Therapie nicht mehr so notwendig, ist aber trotzdem gerne da und erscheint den Eltern nach der Stunde jeweils ganz entspannt. Er entschliesst sich, jetzt nur noch zu zeichnen, was ihm in einer flüssigen, narrativen Weise leicht fällt. Zeichnen erscheint ihm wohl weniger kindlich.

Die Zeit bis zu den Sportferien nutzt er für Bubenleidenschaften von Schiessen bis Fussball und auf meine Bemerkung, dass heute die letzte Stunde vor den Sportferien sei, meint er: «Na und?» Im dialogischen Kritzelspiel fand er einmal, dass er es lieber auf zwei verschiedenen Blättern machen wolle. Dann gehe es schneller. Damit nabelt er sich natürlich von meinem Einfluss ab und will die Dinge im Alleingang machen. *Dieses Über-Autonomie scheint mir eine Abgrenzung*

gegenüber den bedrohlichen Verschmelzungswünschen mit der Mutter zu sein, genau so, wie der fliehende Blick.

Von den Eltern höre ich wieder, wie schwierig es manchmal ist, wenn er alles nach seinem Kopf machen will, aber dass er sich nach einem anstrengenden Kampf meist auf Kompromisse einlässt. Wichtig scheint mir, dass die Eltern im Kampf nicht nachlassen, aber auch nicht übergenau werden. Peter soll ganz langsam zu einem weiteren Stückchen Anpassung gebracht werden, was nicht seiner höchst eigenwilligen Natur entspricht, aber ihm hilft, sich nicht als einsamer Aussenseiter zu fühlen. Dieser Prozess würde noch lange Zeit in Anspruch nehmen, weit über die Therapie hinaus. Wir sprechen über den kommenden Abschluss der Therapie und die Notwendigkeit, dass die Mutter mehr Unterstützung für sich selber holt. Die letzten Stunden sind altersadäquaten Themen wie dem Wettbewerb auf Rennbahnen und Tipkick-Spielen gewidmet, Tanz- und Gesangsshows am Mikrophon, also viel bewegter Phallizität. Die Mutter wird sich ihrer eigenen, oft übermässigen Nähe zu ihrem Sohn bewusst, so dass bei ihr jeweils innere Absetzbewegungen erfolgen. Sie möchte ihre Behandlung bei einer alternativmedizinischen Therapeutin intensivieren, der sie vertraut. Lieber wäre mir natürlich eine psychoanalytische Behandlung gewesen, aber es ist schwierig, in bestehende Vertrauensverhältnisse einzugreifen.

Von der 45. und letzten Stunde mit Peter besitze ich nur noch ein paar Zeichnungen ohne Kommentar. Sie bewegen sich von einem Kuh Hinterteil zum winkenden Polarforscher, von einem Sänger am Mikrophon zu einem saugenden Fliegenrüssel, von einem riesigen Eisbecher zu einem schreienden Alien, von Spuren im Sand zu einer Schiesserei und Höhlengängen mit Forschern: also die ganze Palette. Zum Schluss kommt eine Comic-Figur mit Regenschirm, der es auf den Hut regnet und einem Schirmchen als Auge: *Vielleicht ein wenig geschützte Trauer über den Abschied?* Aber davon lässt sich unser Pilot nichts anmerken. Er verabschiedet sich stolz und frohen Mutes. Die Eltern wissen, dass sie bei Bedarf wieder kommen dürfen. Davon haben sie bisher keinen Gebrauch gemacht.

Nachträgliche Überlegungen

Immer wieder staune ich, wie aus den bruchstückhaften und spärlichen Notizen trotz allem eine kontinuierliche Bewegung entsteht. Nach den Stunden mache ich mir nur wenige Notizen. Oft fehlen die interessantesten Stunden vollständig, weil ich sie noch ausführlich aufschreiben wollte, es aber aus Zeitmangel oder Bequemlichkeit unterliess. Aber ich bin überzeugt, dass die Bewegung ganz ähnlich verlaufen würde, wenn ich die nicht festgehaltenen Vignetten beschrie-

ben hätte. Die Geschichten und Dialoge wären andere, aber die Hauptthemen vermutlich dieselben. Die beschriebenen Geschichten beziehen ihre Kraft und Weiterentwicklung ja aus diesen Lücken, in denen wir beide präsent und in Beziehung waren. Insofern sind die beschriebenen Vignetten keine Rohkost mehr, sondern bereits mehrfach aufbereitetes Material. Meines Erachtens zeigt sich die Kunst der Kindertherapie gerade darin, was vom dargebotenen Spiel aufgenommen, provisorisch geformt und auf eine Weise zurückgespielt wird, dass das Kind daran weiterspinnen kann und trotz Umwegen auf einem Weg bleibt und nicht zerflattert. Es kommt mir vor, als würde ich der Inszenierung während der ersten Stunde einen roten Teppich auslegen, auf dem alles weiterentwickelt wird, egal in welcher Symbolik und mit welchem Spielmaterial.

Nur so viel zum eingangs beschriebenen Thema: Obwohl sehr begabt und zu symbolischem Denken ausserordentlich befähigt, gelang Peter der Übergang in die Schule nicht. Ich vermute, dass er seit je ein Kind mit wenig Reizschutz war. Seine, aufgrund eigener Verletzungen ebenso dünnhäutige Mutter wurde vom hochspezifischen Hunger des Kindes vollkommen vereinnahmt. Das verunmöglichte ihr, «markiert» auf das Kind zu reagieren, wie das die neuere Babyforschung nennt (Fonagy und Target 2006, S. 366)¹. Dadurch wurde sie nicht zum «tragfähigen Dromedar», sondern vom Jungen und seinen Ängsten zu sehr gesteuert. Die gleichwohl mitfühlende Stimmung zwischen Mutter und Sohn machte Peter (nebst positiven Aspekten) auch anfällig für übertriebene Fürsorglichkeit gegenüber seiner Mutter und der kleinen Schwester. Damit wurde direkt aggressives Verhalten schwierig und die Entwicklung einer klaren männlichen Geschlechtsidentität beeinträchtigt. Die gemeinsame Haut, die Mutter und Sohn wie eine Eihülle umgab, behinderte während langer Zeit aber den Einfluss des Vaters. Ich meine, dass die Therapie durch ihren inhaltlichen Verlauf wie als Triangulierung dem männlichen Einfluss ein Tor geöffnet hat. Kurz gesagt: Übergrosse Verletzlichkeit und Besorgtheit auf allen Seiten verhinderte die nötigen Abgrenzungen und «Kastrationen» auf verschiedenen Entwicklungsebenen, so dass die narzisstische Selbstüberhöhung und die Illusion der eigenen Allmacht länger und stärker als üblich erhalten blieb. Diese Illusion funktioniert aber nur in Anwesenheit der Primärobjekte oder innerhalb der eigenen Phantasiewelt. Im Kindergarten lässt sich diese Konvergenz noch eher herstellen als in der Schule, wo ein anderer Steuermann den Kurs bestimmt.

Nicole: eine Kurz-Intervention von 16 Stunden und 5 Sitzungen allein mit den Eltern

Alter 5.8 bis 6.3

Vorgeschichte

Die engagierten Eltern der noch nicht 6-jährigen Nicole suchen Hilfe, weil das Mädchen seit der Geburt seines fast zweijährigen Bruders eine Art Entwicklungsstillstand zeige. Es spielt nur noch «Büsi, Hund, Bäbi» (Katze, Hund, Puppe). Zudem reisst es den Eltern mit häufigen Tobsuchtsanfällen den letzten Nerv aus. Nicole kritisiert die Mutter höhnisch, imitiert sie aber auch in vielem. Mutter und Tochter sind andauernd in schmerzhaft-aggressiver Nähe verstrickt. Nicole habe als Baby viel geschrien, und nach dem Abstillen mit 8 Monaten bekam das Mädchen eine raue Haut, die sich wegen Milchallergie mit 1 ½ Jahren zu einer auffälligen, schmerzhaften Neurodermitis entwickelte, für die sich Mutter und Kind schämten. Nicole musste immer langärmelige Hemdchen tragen, einerseits zum Schutz und Verhindern des Kratzens, andererseits aus Scham der Mutter für die Haut ihres Kindes. Parallel dazu versuchte man es mit den verschiedensten Diäten. Nicole weckt in der Mutter Gefühle, die sie an sich nicht mag, eine Art verstrickte schmerzliche Wut im tiefsten Inneren. Die Mutter vermisst Momente entspannter Innigkeit mit dem Töchterchen. Sie hält sich mir gegenüber in den wenigen Gesprächen weitgehend bedeckt, was ihre eigene Geschichte betrifft. Sie habe deswegen schon eine eigene Therapie gemacht. Die Mutter stammt aus einer strengen, ursprünglich französischen Familie und arbeitet teilzeitlich an Web-Design-Aufträgen. Der Vater, ein erfolgreicher Handwerker mit eigenem Betrieb, der allem Anschein nach eine weniger komplizierte Kindheit erlebt hat, möchte den Problemen rechtzeitig und aktiv begegnen. Das akute Problem ist die verhaltene, zurückgezogene Art von Nicole, die mehr Mutters Wesenszügen gleiche. Sie geht nicht zu andern Kindern spielen und auch nicht alleine in den Kindergarten. Sie wird mir als ein explosives «Blümchen-rühr-mich-nicht-an» geschildert.

Meine Erfahrung mit Nicole

Das hübsche, feingliedrige Mädchen zielt sich zu Beginn ihrer Stunden meist, zu mir ins Zimmer zu kommen, so dass sie von der Mutter in meinen Raum hinein begleitet werden muss, trennt sich dann aber recht locker. Sie nähert sich der Puppenstube, räumt ein und aus, beschäftigt sich mit Mutter-Kind-Situationen, in denen es aber nicht zu wirklichen Handlungen kommt. Nicole demonstriert mir damit genau die von den Eltern beschriebenen Spiele, respektive ihr Verharren in eher langweiligen statischen Situationen. Sie spielt nicht, sondern stellt auf und

ordnet. Dabei lässt sie mich spüren, dass sie eigentlich ein intelligentes Mädchen wäre, das es faustdick hinter den Ohren hat. Davon würde ich natürlich gerne mehr erfahren, nicht nur errahnen. Da ich den eindeutigen Eindruck habe, dass sie es verträgt, wenn ich sie ein wenig aus dem Busch locke, zeige ich ihr in der zweiten Stunde eine Bilderserie, zu der man Geschichten phantasieren kann. Dabei offenbart sie vieles von sich, obwohl sie mit kritischem Fragen gerade nichts offenbaren will:

«Warum hat der Guggel keine Beine oder Füße?»

«Warum sieht man hier das Schwänzli und hier nicht?»

«Warum hat die Bettdecke so Hügel? Ist etwas darunter?»

Mit offensichtlichem Genuss erzählt sie, wie der Tiger dem Affen den Schwanz abbeisst, was auf dem Bild gar nicht gezeigt wird. In einem Kasperli-Theater mit der Königsfamilie, das sie, angeregt durch die Geschichten, nun von sich aus inszeniert, meint sie: «Das Mädchen geht brav in die Schule, der Junge trödelt ewig herum.» *Sie weist in projektiver Weise dem Bruder ihre eigene Position zu und hält sich selber fein raus.* Nach dieser Stunde geht sie im Wartezimmer äusserst liebevoll auf ihren kleinen Bruder zu und hebt ihn in die Höhe!

So, wie Nicole verzweifelt ihre Wut auf den Bruder versteckt, so vergesse auch ich immer den Inhalt der Stunde vom einen zum andern Mal. Die Dramatik versinkt auch bei mir ins Vergessen. Nach idyllischen Familien- Szenen, hinter denen aber ein Fuchs lauert, spreche ich später nochmals ausgiebig ihre Wut auf den kleinen Bruder an, der sie nervt, zudem einen Penis hat, den sie selber nicht vorzuzeigen hat. *Ihr Interesse für diese vorhandenen und nicht vorhandenen Schwänzchen entnahm ich ihren Antworten aus den Bildtafeln und den Informationen der Eltern.* Sie nimmt meine Bemerkung ruhig an, meint aber, dass ihre Mama nicht gern hat, wenn sie schlimm wird und nicht weiss, warum sie schreit. Ich in etwa: «Ja, aber nun wissen wir schon etwas genauer, was dich ärgert, auch, dass du meinst, dass die Mama vieles nicht gut gemacht hat mit dir. Sie hat dir kein «Pimpeli» gegeben wie deinem Bruder, dafür diese schmerzhafteste Haut, die man nicht kratzen darf. Und deswegen darfst du viele gute Sachen nicht essen.» *Ich gehe also davon aus, dass sie wütend und eifersüchtig auf ihren Bruder ist und sich gleichzeitig als Mädchen an sich oder als Mädchen mit verletzter Haut verwundet fühlt. Es versteht sich von selbst, dass ich meine Interpretationen in kürzerer und kindgerechter Form gegeben habe. Und oft erinnere ich mich leider meiner eigenen Worte im Nachhinein nicht mehr genau.* Darauf beginnt sie, ein Schloss mit einem winzigen Eingang und zwei riesigen Türmen zu zeichnen. Dann verklebt sie fast das ganze Blatt grosszügig mit Kleber und Papierschnipseln. Sie ist einverstanden, dass ich es «das verklebte

Schloss» nenne und so beschrifte. Ich finde für mich, das Bild passe sehr gut zu ihr: nach innen und aussen verklebt und schwer zugänglich. So beschreibt es auch die Mutter. Auch im Schreien, das ebenso wie die Schüchternheit einen befriedigenden Kontakt verbaut, seien sie alle nur noch ineinander verkeilt und wissen sich nicht zu helfen.

In der nächsten Stunde baut Nicole im Sand einen Berg für die Katze, mit der sie sich offensichtlich identifiziert. Das «Büsi» sei schüchtern. Sie betont belehrend, dass es um das «Büsi» gehe und nicht um sie, da ich mich einmal verplappere. Nach und nach holt sie alle Tiere zu sich in den Berg, in dem sie sowohl geschützt als auch gefangen ist. Ein kleines Flugzeug greift an, das sie im Folgenden in einen goldenen Käfig sperrt und unschädlich macht. Wie alle Tiere im Berg schön zusammengepfercht sind, schiebt sie noch eine goldene Türe vor den Tunneleingang, hinter dem die Katze sitzt. Die von mir vermuteten sexuellen Phantasien sind in dieser Stunde weniger blockiert-verhalten, sondern ästhetisch-kostbar unter Verschluss. Aber im Gegensatz zum Anfang hat sie längst ihre symbolische Ausdruckskraft und Lebendigkeit im Spiel wiedergefunden.

Die Eltern erzählen in der folgenden Sitzung, dass Nicole zurzeit viel entspannter, kooperativer und vernünftiger sei. Interessanterweise will sie eine traurige Geschichte immer von neuem hören. Offenbar muss sie um etwas heftig trauern.

In der nächsten Stunde zeigt sie sich lustvoll-frech. Sie kommt bei wilden Sandstürmen richtig aus sich heraus. In die 9. Stunde muss Mama sie wieder ins Zimmer begleiten. Ich nehme an, dass sie Schuldgefühle wegen ihres wilden Betragens hat. Sie beginnt, eine Plastik-Fliege aus dem Sand zu klauben, vergräbt sie, holt sie wieder heraus usw. « Man darf sie nicht anrühren, sie ist giftig und brennt!» Ich darf sie auch nicht anrühren, denn sie würde mich auch brennen. Mir kommt ihr Ekzem in den Sinn. Sie sagt: «Wenn du es berührst, bekommst du Schimmelpilz, eklig!» Ich spiele interessiert die dramatische Szene mit und sage ihr, dass mich das an ihre brennenden Hautstellen erinnert, die ihr eklig vorkamen. Mama musste sie immer eincremen und unter T-Shirts verstecken. Sie durfte sie nicht berühren und kratzen. Das muss ganz schlimm sein, sich selber so eklig zu fühlen! Nun dreht sie auf, hält sich die Ohren zu, beginnt zu blödeln und alles gekonnt zu ironisieren. Wir haben es richtig lustig, obwohl es natürlich Abwehr einer sehr wohl verstandenen Sache ist. Sie will diese Entlarvung nicht dulden. Die Therapeutin soll die Blöde sein. Ich erkläre den Sachverhalt ein zweites Mal und merke dabei, dass es ihr ganz klar ist, worum es geht. Also beenden wir die Stunde vor den Herbstferien mit einem vergnügten «Mensch ärgere dich nicht».

Die Eltern erzählen nach den Ferien zufrieden von Nicoles Fortschritten, sie sei frecher und offener, im Kindergarten gut drauf und stolz. Sie gehe von sich aus auf die andern Kinder zu, bewege sich souverän und mache vieles mit Stolz und Freude. Die Mutter wagte im Urlaub sogar, dem Mädchen jeden Tag ein Eis zu erlauben, was bei der strengen Diät zuvor verboten gewesen wäre.

Beim gemeinsamen Kritzeln in der 12. Stunde sind wir beide so im Fluss, dass wir die spontanen Skizzen mit Begeisterung weiter phantasieren: Plötzlich werde ich zu einer ganz grausligen Hexe, alles an mir sei eklig und «gschlüdrig», auch «gruusige» Haare hätte ich. Dann soll ich ihr ein kleines Krokodil zeichnen und ausschneiden, das unter meine eklige schwarze Haut schlüpfte. Ich hätte einen Schnitt in der Haut: «Da beisst und juckt es dich!» *Ich vermute, dass sie einen Zusammenhang von Hautproblemen und Onanie-Empfindungen oder -Schuldgefühlen macht.* Sie schreibt mir auf lustvolle Art alles Eklige und Unangenehme zu und gibt es an mich ab. Einmal hat sie wohl doch etwas Sorge um mich und meint: «Es sind ja nur Witzli!» *Durch Projektion auf mich kann sie sich von diesen «Verklebungen» distanzieren, gibt Schuld und Ekel an mich ab, so dass sie ihre Weiblichkeit und Spielfreude ungestörter geniessen kann. Sie will mich aber auch als gutes Mama-Objekt erhalten. Deshalb macht sie «nur Witzli». Mit dem Unterscheiden von Realität und Phantasie gelingt es ihr, mich als gutes Objekt zu erhalten.* Nicole ist heute äusserst vergnügt bei der Sache. Dann erzählt sie vom lieben Gott und will wissen, ob ich auch in die Kirche gehe. Ihre Eltern gehen mit ihr in die Kirche. Sie bete zu Gott und wolle mal in den Himmel kommen. *Sie hat Höheres vor und will zu Gott-Vater! Denkbar ist auch, dass ich an ihrer Stelle für ihre schlimmen Phantasien bestraft werden soll, so dass sie wieder rein ist und von Gott-Vater in Schutz genommen wird.*

«Du aber bekommst nur eine Baumhütte auf diesem Baum da draussen und wirst verregnet!»

Da hat sie gerade noch ihren ödipalen Triumph über mich ausgeschüttet ... es soll mir recht sein. Solche Szenen finde ich natürlich köstlich. Sie lassen mich innerlich schmunzeln, obwohl ich ernsthaft mitspiele und in meiner Baumhütte seufze. Nicole kann unterscheiden, ob ich den Angriff aushalte oder beleidigt bin, weil ich zärtliche Nähe erwarte. Nach einer Zeit abwehrenden Herumtrödelns am Anfang der 13. Stunde kommt sie wieder ins Fahrwasser: Ich werde erneut zur Hexe mit der schwarzen Haut gemacht, mit dem bissigen Krokodil unter der Haut. Ich werde ausgehungert und verregnet. Sie raubt mir meine Schätze, vergräbt sie im Sand und schützt sie mit Plättchen. Nun holt sie Soldaten, die ihren Schatz suchen. *Mein Schatz ist zu ihrem Schatz geworden. Die Soldaten scheinen interessant, nicht*

gefährlich zu sein. Plötzlich ist ihr weibliches Innere und Äussere ein Schatz, auf den sie stolz sein kann, nicht mehr eine beissende eklige Wunde, die man nicht berühren darf. Sie könnte damit für Buben und Männer anziehend sein.

Anhand dieser Stunde sieht man so schön, wie bei Nicole immer etwas neu dazu kommt, aufbauend auf dem Alten und wie stetig komplexere altersgemässe Phantasien an Raum gewinnen. Nicole wirkt heute lebendig, ist gewachsen und könnte in ihrer Art schon ein Schulmädchen sein. Sie scheint wieder im Besitz ihrer mädchenhaften, phantasievollen und kognitiven Kräfte. Nach einer weiteren Stunde erzählen die Eltern, dass sie es gut mit Nicole hätten. Sie gehe gerne in den Kindergarten, habe verschiedene Freundinnen, die Konflikte seien nicht mehr so verhakt wie früher, sie entwickle sich. Sie habe einen starken Leistungsehrgeiz. Ihre Haut bleibe gesund, obwohl die Eltern die Nahrung nicht mehr kontrollieren. Dies war oft Thema in den Elterngesprächen. Es sei eine Freude, wie phantasievoll sie zu Hause spiele.

Da Nicole zur letzten verabredeten Stunde krank ist, machen wir noch einen Abschiedstermin aus, der aber erst zwei Monate später zustande kommt. In dieser letzten Stunde erzählt mir Nicole jede Menge aus dem Kindergarten, über den ich früher nie etwas zu Ohren bekommen habe. Sie spielt mit mir «Mensch ärgere dich nicht» und Mikado, will mich unbedingt besiegen, höflich, aber etwas spöttisch. Einmal erinnert sie sich meiner schwarzen, ekligen Haut. «Ja, mit einem Krokodil drin!» ergänze ich. Darauf zeigt sie mir stolz ihre wunderbare weisse Haut, die ich bewundere. «Meine ist leider ganz alt und schwarz,» seufze ich. «Komme ich jetzt nie mehr?» Sie scheint doch etwas überrascht, wo wir es gerade wieder interessant haben zusammen.

Zeit und Geld waren wiederholt ein Problem. Die Tochter wurde mir nur «sehr sparsam» überlassen. Zudem war der Weg zu mir sehr weit. Ich sage Nicole, dass sie voraussichtlich nicht mehr kommt, aber es gehe ihr ja zu Hause und im Kindergarten viel besser, sie habe ihre Familie und viele Freunde. Sie könne wieder so toll spielen und wage es auch, manchmal schlimme Dinge zu denken, sogar gegenüber Mama und dem kleinen Bruder. Es habe mir aber auch Freude gemacht, mit ihr so ernsthaft zu spielen. Darauf gehen wir den Inhalt ihres persönlichen Kartons mit den Zeichnungen durch. Sie will alles nach Hause nehmen. *Man weiss ja nie, ob es im Haus der Hexe nicht beschädigt wird, und sie scheint stolz auf ihre Werke zu sein.* Auf meine Frage hin muss sie lange überlegen, ob sie mir die Zeichnung mit dem verklebten Schloss überlassen will, die ich mir als Andenken an sie aufheben möchte. «Ja, also gut!» Sie kann jetzt auch grosszügig sein. Ich fand für mich, dass sie ja die schwarze eklige Haut, die frühe belastete Mutter-Beziehung

und das verklebte Schloss, die belastete Oedipalität und Körperlichkeit, ruhig bei mir lassen kann. Sie hat nun etwas anderes, nämlich ein Schloss mit goldenen Türen, die sie nach Belieben öffnen und schliessen kann.

Beim Abholen bedankt sich die Mutter nochmals sehr. Es gehe jetzt richtig gut. Nicole zieht mit ihren Schätzen ab. Sie kommt mir vor wie ein schulreifes Mädchen, obwohl noch ein halbes Jahr bis zum Schuleintritt bleibt.

Schlussbemerkung

Mit diesen zwei Falldarstellungen ging es mir um häufige Schwierigkeiten im Übergang zur Latenz. Erst bei den neuen Anforderungen werden Probleme, die von den Eltern bis zu diesem Zeitpunkt mit Geduld ertragen wurden, richtig akut. Zuvor hat sich die Umgebung dem Kind angepasst, nun soll es plötzlich umgekehrt sein. Bei Nicole konnten wir mitverfolgen, wie eine klassisch anmutende neurotische Fixierung den Übergang in eine neue Entwicklungsphase verbaute und das Mädchen isolierte. Bei Peter geht es eher um eine narzisstische Anpassungsstörung im eingangs beschriebenen Rahmen. Ich vermute, dass bei beiden Kindern eine angeborene hohe somato-psychische Vulnerabilität den späteren Schwierigkeiten zugrunde liegt, so dass die Eltern übermässig gefordert waren. Peters Belastbarkeit ist seinem grossen intellektuellen und phantasiemässigen Potential noch nicht gewachsen, so dass er wahrscheinlich noch über Jahre sorgfältig gecoacht werden muss. Kinder, die sich früh viele Kenntnisse selber erwerben, machen dies oft mit eigenwilligen Gedankenkonstruktionen, die später nicht unbedingt der schulischen Didaktik entsprechen. Sie finden diese in der Folge oft langweilig und uneinsichtig, was das «Einfädeln» in darauf aufbauende Lernschritte erschwert. Es braucht viel pädagogisches Geschick, solche Kinder interessiert einzubinden, was oft nur in spezialisierten Schulen möglich ist.

Die Frage bleibt offen, ob mit der hierzulande geplanten integrierten Unterstufe der individuellen Entwicklung besser angepasste Einschulungen möglich werden. Es kann aber auch sein, dass neurotische Blockierungen zu lange übersehen werden, wenn keine klaren Zäsuren mehr bestehen. Denn die Zeit allein heilt nicht alle Wunden.

Literatur

Fonagy, Peter u. Mary Target (2006): Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung, Stuttgart: Klett-Cotta, (englisch 2003).

Anmerkung

1 «Damit die Affektspiegelung als Grundlage der Entwicklung eines repräsentationalen Bezugsrahmens dienen kann, muss die Mutter zu erkennen geben, dass ihr Ausdruck nicht ihren eigentlichen Affekt zeigt, also nicht anzeigt, wie sie sich selbst fühlt. Wir haben diese besondere Eigenschaft des mütterlichen Spiegelungsverhaltens als ‚Markiertheit‘ bezeichnet. Ein Affektausdruck, der dem Zustand des Babys entspricht, aber nicht markiert ist, kann das Kind potentiell überwältigen. Er wird als reales Gefühl der Mutter empfunden, so dass im Kind der Eindruck entstehen muss, dass sein eigenes Erleben ansteckend oder universal und infolgedessen um so gefährlicher ist. Kurzfristig wird die Wahrnehmung eines entsprechenden, aber realistischen negativen Gefühls den Zustand des Babys nicht regulieren, sondern intensivieren. Er findet kein Containment, sondern wird kumulativ traumatisiert.»